

Liebe Maturandinnen und Maturanden

Liebe Eltern (stolze Eltern)

Liebe Lehrerinnen und Lehrer

Eine Maturarede ist eine ernste Sache. Sie soll nicht allzu ernst daherkommen, sie soll ja etwas Leichtes haben, was Ihnen – liebe Maturandinnen und Maturanden – den Abschied eine Spur leichter macht. Von einem Lebensabschnitt, der etwas Besonderes war, ja etwas Einmaliges. (Jetzt bin ich bereits etwas schwer geworden, wider Willen sozusagen, doch was Sie geschafft haben, ist etwas Grosses.) Im günstigen Fall sollte von dieser Rede ja etwas hängenbleiben, was Sie nicht schon gewusst haben. Ich habe deshalb ziemlich lange nachgedacht.

Meine eigene Maturarede war mir eine enorme Hilfe. Ich habe keine einzigen Gedanken in Erinnerung behalten – alles weg! Nicht nur, weil dies irgendwann im Mittelalter war. (Um auch dies gleich zu klären: Nein, ich habe Friedrich Barbarossa nicht persönlich gekannt.) Nein, mir war damals nach dem ersten Satz klar, dass mich diese Rede nicht interessieren würde. Der Redner wollte uns beweisen, so kam es mir vor, wie nah er uns Maturanden steht, wie jugendlich er ist – wie langweilig! Sonst ist dies ja eher die Schwäche meiner Generation, sich um jeden Preis jugendlich zu geben – also etwa auch der Ihrer Lehrerinnen und Lehrer... Jedenfalls beschloss ich, das Buch, über das der Redner sprach, nie zu lesen. Obschon ich durchaus gerne und viel las. Und ich hatte wunderbar Zeit, über die wirklich wichtigen Dinge nachzudenken: das Fest am Abend in der Pfadihütte, die Freundinnen und Freunde, und wer gerade in wen verliebt war – es war unübersichtlich. Und ich kann heute sagen: Es waren die wirklich wichtigen Dinge. Wir hatten die Jahre zusammen verbracht, die man auf Englisch «formative years» nennt. Wir hatten uns gemocht, bewundert, geärgert, inspiriert, gelegentlich verabscheut und geliebt, viele sind noch immer Freundinnen und Freunde. Sie sind

Patenonkel und Patentanten, wir waren uns nah gewesen – so wie viele von Ihnen einander nahe sind. Diese Freundschaften, die sie mitnehmen, sie sind ein grosser Reichtum.

Ich will nun von anderem reden. Ich habe für diese Rede das Thema «Glück im Beruf» gewählt. *Sie* haben bereits grosses Glück gehabt in ihrem Beruf, in ihrem bisherigen. Natürlich weiss ich noch, dass Schülersein nicht in jedem Moment absolutes Glück bedeutet. Mathematikprüfungen etwa stehen nicht im Ruf, besondere Stimmungsaufheller zu sein, wie ich mich zu erinnern meine – und nicht bei jedem Mitschüler denkt man spontan: Hoffentlich wird der einmal der Patenonkel meiner Kinder! Und dennoch: Eine Schule zu absolvieren, wie Sie es getan haben, wozu Sie in der Lage waren, ist eines der grössten Privilegien überhaupt. Ich habe etwa zehn Jahre in anderen Ländern gelebt. Und dabei ist mir klar geworden: Nirgends sonst ist es so, dass die besten Schulen für die wirklich besten Schülerinnen und Schüler wie Sie strenge öffentliche Gymanasien sind. Sie haben es geschafft. Sie haben Ihren Horizont in den letzten Jahren Tag für Tag geweitet. Und oft wohl, ohne dass Sie es merkten. Ich kann Ihnen versprechen, dass vieles, was Sie gehört haben, aufgeschnappt haben oder vielleicht nur erahnt, erst mit der Zeit bei Ihnen ankommen wird. Es gibt eine Zeit fürs Säen, und es gibt eine Zeit fürs Ernten.

Wie aber findet man «Glück im Beruf»? Vielleicht denken Sie jetzt: Was kann mir dieser Professor da vorne – mit der nicht mehr ganz so wilden Frisur wie damals, als er an Ihrer Stelle sass – schon sagen, dessen Lebenslauf bestimmt von Gradlinigkeit zeugt. Der Ihnen bestimmt sagen wird: Schaut her, macht es wie ich! So sind ja viele Reden... (Vielleicht denken Sie: Jetzt ist der Moment, um über die wirklich wichtigen Dinge nachzudenken.) Nein, so ist es nicht. Lebensläufe lügen ohnhin. Weil sie die Brüche, oft das Entscheidende, systematisch unterschlagen, die unvermeidlichen

Zeiten des Zweifels, die Zeiten der Krise, die uns wachsen lassen. Es liegt so gesehen in der DNA von CVs, dass sie uns irreführen. Und dazu war der Moment meiner Berufswahl ganz bestimmt keiner, an den ich mich mit Stolz zurückerinnere. Warum wählt man einen Beruf, eine Ausbildung? Es gibt Motive, über die wir reden, und es gibt Motive, die wir für uns behalten – vielleicht sogar ein Stück weit vor uns selbst verbergen. Ich hatte das Gefühl – das wurde mir allerdings auch erst mit der Zeit klar –, im Grunde nur etwas wählen zu könne, was auch meine Eltern respektieren würden. So kam ich, gänzlich phantasiefrei, zuerst auf Medizin. Ich arbeitete noch im Gymnasium ein paar Wochen im Spital – und da merkte ich: Ich bin nicht gemacht für diese Viertelstunden-Termine. Also kam ich, vielleicht noch phantasiefreier, auf Jura. (Um eines deutlich zu sagen: Nein, das Problem waren nicht die Eltern, die hätten sich niemals eingemischt – und mit der Matura endet ohnehin die Zeit, in der man Eltern für eigene Entscheidungen verantwortlich machen kann.) Mich interessierten eigentlich Geschichte und Politik und Literatur. Ich hatte in der Schule Momente des Glücks erlebt: beim Aufsatzschreiben, wenn ein Gedanke seine Form gefunden hatte oder eine Formulierung gelungen war – oder wenn sich im Geschichtsunterricht komplizierte Zusammenhänge plötzlich erschlossen. Aber ich studierte nun Jura und war nicht glücklich dabei, mir fehlte etwas. Ich war auf Nummer sicher gegangen, und nun sass ich selbstverschuldet mitten unter Studenten mit Aktenkoffern und Börsenteil der NZZ in der Hand und Studentinnen mit halbhohen Schuhen und Goldschnalle. Die mir nichts sagten, und denen ich nichts sagte – klassisches lose-lose. Ich hatte mich nicht getraut zu wählen, was mir am meisten entsprach. Also hielt ich mich dann im Jurastudium an die historischen Fächer. Zum Trost sozusagen.

Was ich sagen will, ist: Richtig wählen heisst, sich selbst kennen. Das ist nicht einach: Es heisst auch: bereit sein, wirklich mit den Konsequenzen der eigenen Entscheidung zu leben. Auch das ist nicht einfach. Ich konnte es nicht mit 19, fühlte mich in einer

Sackgasse. Und es bleibt auch später nicht einfach, wenn man wirklich ehrlich ist. Das Boot in die richtigen Gewässer zu steuern, ist eine schwierige Aufgabe, die einem auch niemand abnehmen kann. Man verändert sich, lernt sich besser kennen, und manchmal muss man den Kurs korrigieren. Und das ist die gute Nachricht: Man ist nicht gefangen, wenn man einmal eingespurt hat. Das Berufsleben ist keine Zugreise auf einer fest verlegten Trasse nach einem Fahrplan. Ich kenne viele, die korrigiert haben, oder mindestens justiert. Und viele auch, die später glücklicher geworden sind. Weil sie den Mut hatten zu korrigieren, wenn es nötig war. Weil sie gemerkt haben: Ich brauche mehr Menschen, weniger Hektik, andere Menschen, mehr Musik, weniger Geld, auch mehr Geld... etc. etc. Weil sie irgendwann gemerkt haben: dass sie für ihre Entscheidungen wirklich nur sich selbst Rechenschaft ablegen müssen. Dass weder Prestige noch Geld noch Zustimmung der Eltern eine falsche Entscheidung jemals ganz aufwiegt.

Mir selbst blieb eine Korrektur erspart. Ich wusste: Ich würde kein guter Anwalt werden und auch kein guter Richter. Da rief ein Professor an und fragte, ob ich sein Assistent werden wolle. In seinem Fach – dem Völkerrecht – ging es viel um Geschichte und um Politik, und man brauchte Sinn für Sprache bei der Arbeit. Arbeit am Text war der Alltag. Plötzlich war, was zu verkümmern drohte, gut aufgehoben. Irgendeinisch fingts Glück eym, könnte man spontan denken. Aber so einfach ist es nicht. Ich hatte jenes «Glück im Beruf», das es auch braucht: Ich war, wie schon in der Schule, auf die richtigen Leute getroffen. Menschen, die einen erkennen, die die gleiche Sprache sprechen, ohne dass alles explizit gemacht zu werden braucht. Und denen man noch so gerne etwas abschaut.

Ich habe mich bei der Vorbereitung dieser Rede immer wieder gefragt: Wann habe ich Menschen im Beruf wirklich glücklich erlebt? Ich dachte, das würde Sie wohl am meisten interessieren. Es sind vor allem Bilder, die in der Erinnerung haften

geblieben sind. Bilder von Momenten der Selbstvergessenheit. Die erschöpfte Richterin, die zu den verstrittenen Streitparteien eine Verbindung aufbauen konnte – und es mit ihrer aufrechten Freundlichkeit schaffte, dass das Paar in Scheidung mit einem milderem Blick auf den anderen den Saal verliess. Der Architekt nach beinahe durchgearbeiteter Nacht, der mir beim Brunch gegenüber sitzt und von seinem Entwurf erzählt. Die Augen matt vor Müdigkeit und dennoch glänzend. Die Griechischlehrerin an der Hohen Promenade, die uns von Literatur und Philosophie erzählt, und dem Leben in all seiner Widersprüchlichkeit. Und ob des Erzählens die Pausenglocke überhört. Ich habe ihre Stimme noch immer im Ohr. Es geht darum, das zu tun, zu finden, was einen ausmacht. Was einem erlaubt, die Zeit zu vergessen – bei sich selbst zu sein. Sie haben die Zeit, dies zu finden. Es muss nicht gleich morgen früh sein.

Das wünsche ich Ihnen: dass Sie solches Glück finden. Dass es Sie finde – im Beruf und auch sonst.

Was Sie aus diesem Gymnasium mitnehmen – und dazu gratuliere ich Ihnen nochmals von Herzen – ist ein phantastischer Anfang. Machen Sie das Beste daraus! Für Sie selbst. Für die, die Ihnen nahe sind. Und für die Gesellschaft, die Ihnen diese grossartige Ausbildung ermöglicht hat.

Zürich, 3. Juli 2024

Prof. Dr. iur. Oliver Diggelmann